

Rezensionen

Luginbühl, Martin/Perrin, Daniel (Hrsg.). 2011. *Muster und Variation. Medienlinguistische Perspektiven auf Textproduktion und Text*. Bern: Peter Lang Verlag (=Sprache und Kommunikation in den Medien, Band 2). 288 S. 33,80 €. ISBN 978-3-0343-0593-8.

Medienlinguistische Überlegungen zur immensen Vielfalt der durch und in den Medien produzierten Textsorten standen bisher nicht selten unter dem Blickwinkel einer Konventionalisierung und kategorialen Ein- und Unterordnung dieser Texte in eine sehr verallgemeinerte kommunikative Praxis, um die Flut der hervorgebrachten Artefakte überhaupt einer Klassifikation unterziehen zu können und sich dafür vor allem bereits bestehender Systematiken zu bedienen (vgl. Burger 2000; Adamzik 2001; Burger 2005).

Einen anderen und umso vielversprechenderen Zugang zur näheren Betrachtung einiger Medientexte wählen Martin Luginbühl und Daniel Perrin in ihrem Sammelband „Muster und Variation“. Zum einen widmen sie dem Titel entsprechend eben jenen Textvorkommen Beachtung, die aufgrund ihrer Variation, ihrer Abweichung vom typischen Muster nicht einer vorgefertigten Textsortenkategorie zugeordnet werden, aber genau deswegen interessant sein können. Zum anderen erheben und fordern sie für die Betrachtung dieser Variationen den analytischen Anspruch, nicht nur zu zeigen, wie letztere Bedeutung konstruieren und Wirklichkeit erfassen, sondern auch und insbesondere hervorzuheben, wie die durch Variation entstehenden, spezifischen Werte und Normen dargelegt werden können, wie also auch eine Vielzahl von unterschiedlichen kommunikativen Praktiken ersichtlich werden kann.

Grundlage für diesen Ansatz ist jene Annahme, die einer sprachwissenschaftlichen Betrachtung von Mediendiskursen leider immer noch nur selten vorangestellt wird: dass Texte stets im Kontext der sie produzierenden kulturellen Praxis als „kulturelle Phänomene“ gesehen werden müssen und ihre Analyse deswegen grundsätzlich diesen Kontext miteinzubeziehen hat. Erst und nur durch eine solche Kontextualisierung der kulturellen Praxis mit der Art des Zugriffs auf die Wirklichkeit und in Abhängigkeit von den Bedingungen innerhalb der jeweiligen Kommunikationsgesellschaft können den Herausgebern zufolge eine Veränderung bisher tradierter Werte wahrgenommen und neue Werte etabliert werden.

Ziel des Sammelbandes ist es, diese Werte und Normen als kommunikative Praktiken in unterschiedlichen kommunikativen Gattungen und Mustern herauszuarbeiten und dabei besonders ihre Bedeutung für gesellschaftliche und kulturelle Strukturen hervorzuheben. Die acht Beiträge, die dies leisten sollen, siedeln die Herausgeber in drei unterschiedlichen Gruppen an, deren Orientierung und Situierung sie mithilfe einer näheren Beschreibung der jeweiligen Variation von Text vornehmen: Die Gruppe der so genannten Individualmedien beinhaltet Beiträge, die Texte mit einem hohen Potenzial an individueller Variation untersuchen: Postkarten, Entschuldigungsmails sowie Brautbriefe, Liebeskorrespondenzen und Online-Flirts. Weil diese Texte teilweise von mehreren Produzenten erstellt werden (Grafiker, Fotografen, Texter), basiert die Möglichkeit der Variation auf individuellen Entscheidungen des jeweiligen Produzenten.

Die beiden Beiträge der zweiten Gruppe der Hybridmedien befassen sich mit Medienformen, in denen der Austausch von Informationen vor allem eine ständige Weiterverarbeitung bzw. Neuformierung dieser darstellt. In Diskussionsforen oder sozialen Netzwerken wie MySpace erfolgt demnach aufgrund der Vielzahl von Variationen ein regelrechter Musterwandel, der immer neue Diskurse hervorbringt.

Die letzte Gruppe von Beiträgen beinhaltet Texte zu Massenmedien, in denen die Abweichung von etablierten Mustern vor allem durch die Zusammenarbeit mehrerer Produzenten kooperativ umgesetzt wird und nicht mehr von individuellen Entscheidungen abhängig ist. Die Formate Sitcom und Nachrichtensendung dienen hier als Beispiel, ebenso gibt es einen Beitrag zu Werbeplakaten. Die Einleitung zum Sammelband gibt jeweils eine kleine Zusammenfassung der einzelnen Beiträge und eine kurze Begründung ihrer Situierung in der jeweiligen Gruppe.

Eröffnet wird die Reihe der Beiträge von Hajo Diekmannshenke, der in seinem Artikel eine anschaulich übermittelte Geschichte der Kommunikationsform Postkarte bis hin zu ihrer Weiterentwicklung zur elektronischen E-Card bietet. Mit Bezug auf die in der Einleitung postulierten Ansprüche dieses Sammelbandes führt er nicht nur klassische Eigenschaften der Postkarte auf, sondern gibt vor allem einen beispielhaften Einblick in die verschiedensten Variationen dieser Textform, die ihm zufolge in einer Auflösung der textsortenkonstituierenden Merkmale im Internet münden (vgl. S. 44). Die Beispiele des Autors beziehen sich größtenteils auf stilistische Merkmale, sehr oft auch auf die kombinierte Gestaltung von Text und Bild. Interessanterweise stehen so sprachinhärente Merkmale und ihre Variationen nur selten im Vordergrund – ein nicht unüblicher Ausblick darauf, wohin sich die Medienlinguistik momentan zu entwickeln scheint.

Das zweite Individualmedium, die Entschuldigungsmail, wird von Georg Weidacher im zweiten Beitrag auf Grundlage einer empirischen Analyse näher betrachtet. Dabei betont dieser zunächst die Schwierigkeiten einer angemessenen Entschuldigung und ihrer Akzeptanz beim Rezipienten. Anhand verschiedener „besonders außergewöhnlicher“ Beispiele (S. 58) zeigt Weidacher nicht nur die Variationsmöglichkeiten innerhalb der Formulierung von Entschuldigungsmails auf, sondern gelangt auch zu einer umfangreichen Definition ihres Textmusters. So ist es möglich, aus dem Korpus an Beispielen von diesem Muster abweichende Variationen näher zu betrachten und dabei zwischen konventionalisierten und nicht-konventionalisierten Elementen zu unterscheiden – ganz im Sinne des von den Herausgebern geforderten Ansatzes.

Einen dem ersten Beitrag ähnlich diachronischen Überblick über die Entwicklung von Textsorten, hier in Form von Liebeskorrespondenzen, gibt Eva L. Wyss in ihrem Beitrag zur schriftlichen Liebeskommunikation. Die Autorin will dabei den textlinguistischen Ansatz ganz direkt mit einem kulturgeschichtlich-anthropologischen verbinden und folgt somit den Vorgaben der Herausgeber nach einer Kontextualisierung der Texte. Mithilfe einer Analyse von Liebesbriefen aus den letzten 230 Jahren verfolgt Wyss zwar vor allem eine sprachhistorische Analyse der zuvor festgelegten Textsorte „Liebesbrief“ und geht dabei auch auf kleine thematische Details ein. Nichtsdestotrotz gelingt es ihr ebenso die feinen Unterschiede und Nonkonformitäten herauszuarbeiten, so dass das Thema der Variation stets im Vordergrund steht. Die umfassende Analyse älterer und neuerer Kommunikationstypen ermöglicht Wyss außerdem einen Einblick in die in der Einleitung angesprochenen kulturellen Praktiken.

Die zweite Gruppe der Hybridmedien eröffnet Wolfgang Imo mit einem Beitrag über eine neue Floskel, die auf der Plattform MySpace unterschiedlich verwendet wird und aus verschiedenen linguistischen Perspektiven betrachtet werden soll. Auf Grundlage des Konzeptes der kommunikativen Gattungen, mit dem Imo die Floskel und ihre Variationen als interaktiv erzeugtes, dialogisches Konstrukt (vgl. S. 131) unabdingbar in ihren Kontext verankert, führt er detaillierte Analysen der unterschiedlichen Variationen durch und gelangt so zu einer für den Sammelband wertvollen Beschreibung der gegenseitigen Beeinflussung des kommunikativen Musters der Floskel und der gesellschaftlichen Relevanz des Netzwerkes MySpace. Die systematische Beschreibung der so genannten Minimalgattung der Dankesfloskel stellt somit eine direkte Realisierung der von den Herausgebern geforderten Analyse dar und beweist die Adäquatheit des von Luginbühl und Perrin gewählten Zugangs für solche Medientexte bzw. -formen.

Die bisher stark vernachlässigten, aber aufgrund ihrer Öffentlichkeit für sprachliche Analysen besonders interessanten Aspekte von Diskussionsforen im Internet nehmen Markus Bieswanger und Frauke Intemann in ihrem Beitrag in Augenschein. Sie fokussieren darin vor allem Abweichungen von der Standardsprache, deren Analyse die jeweils zugrunde liegende Kommunikationsstruktur deutlich machen kann. Anhand eines umfangreichen Korpus verschiedener Forendaten werden so Phänomene wie fehlende Rechtschreibung, der Gebrauch von Abkürzungen, Emoticons und Bild- und Videodateien untersucht und als Ergebnis drei verschiedene Typen einer Kommunikationsstruktur herausgearbeitet. Diese Analysen referieren auf das von den Herausgebern geäußerte Interesse an Abweichungen und Varietäten von bekannten Text- bzw. Sprachmustern und heben die Tatsache, dass auch Analysen ohne eine konkrete Textsortenklassifizierung wertvolle Ergebnisse erzielen können, positiv hervor.

Mit Mustervariation für humoristische Texte, hier in Form einer Sitcom im britischen Fernsehen, beschäftigt sich Alexander Brock im ersten Beitrag der dritten Gruppe der Massenmedien. Bereits der Titel des Artikels deutet an, was der dazugehörige Inhalt zusammenfasst: Die Comedyserie „The Mighty Boosh“ bietet Beispiele sowohl für die Erfüllung traditioneller Muster als auch für Tendenzen zur Variation dieser Muster. Letztere werden vor allem auf Ebene der Verfremdung und Ästhetisierung geäußert, was laut Brock „kommunikative Notwendigkeit“ (S. 212) ist, weil nur durch eine Erneuerung und Abänderung einiger Muster die Stabilität konventioneller Elemente und so der Kommunikation gewährleistet werden kann. Auch dieser Beitrag erfüllt demnach durch seine gezielte Herangehensweise an die Schwierigkeiten der Textsortenklassifikation präzise die Anforderungen des Sammelbands und erzielt darüber hinaus Ergebnisse, die sehr für eine Verfestigung der von den Herausgebern gewählten Perspektive sprechen.

Der vorletzte Beitrag von Sascha Demarmels über Bildmuster in der Werbung kann dieses indirekte Plädoyer ebenso aufrechterhalten, indem auch er Muster und Variationen von Medientextsorten gegenüberstellt und auf ihre gegenseitige Wechselwirkung hinweist. In den dafür zur Hilfe genommenen Beispielen der Plakatwerbung steht ein weiteres Mal besonders die grafische Erscheinung im Vordergrund und erweitert und bestätigt so die Vielfalt der Untersuchungsobjekte im Sammelband. Mit anschaulichen Beispielen gelingt es Demarmels, einen detaillierten Einblick in unterschiedliche Kriterien für die Betrachtung von Bildmustern und ihren Variationen zu geben und so ein weiteres Exempel für die durch den Sammelband geforderte Herangehensweise an Textmuster zu statuieren.

Im Beitrag von Aleksandra Gnach wird diese integrative Perspektive ein letztes Mal hervorgehoben und mit einem weiteren Beispiel aus den Massenmedien anschaulich vorgeführt. Die Untersuchung von Textproduktionsstrategien in der Nachrichtenproduktion erweist sich dabei als besonders geeignet, weil sprachliche Muster dort nicht nur einfach eingesetzt, sondern in Bezug auf ihre Adäquatheit für den jeweiligen Beitrag immer neu reflektiert werden. Das Ergebnis der Analysen zeigt: Variation und Wandel des Musters ermöglichen es den Produzenten, den Marktanforderungen nachzukommen; es handelt sich also größtenteils um einen bewussten Einsatz neuer Muster, mit denen nicht nur neue Normen etabliert, sondern auch alte rekonstruiert werden können. Das Wechselspiel zwischen Struktur und Handlung, das Gnach betont, steht musterhaft für das von den Herausgebern betonte Wechselspiel zwischen Textsorte und kultureller Praxis.

Alle Beiträge stehen mit ihrer individuellen Analyse für sich, fügen sich jedoch ebenso erfolgreich in den Gesamtkontext des Sammelbandes ein. Gemeinsam zeugen sie nicht nur von dem großen Interesse an neuen Perspektiven innerhalb der Medienlinguistik, sondern auch von der Notwendigkeit, diesen Raum zur Entfaltung zu geben, wie es Luginbühl und Perrin initiativ ermöglichen. Eine den postulierten Zielen nachgestellte weiterführende Perspektive dieses neu gewählten Zugangs wäre wünschenswert und vielversprechend gewesen, bleibt jedoch aus. Stattdessen eröffnen sich durch die Lektüre der einzelnen Beiträge Fragen und Prognosen über eine weitere Ver- und Anwendung dieses Ansatzes auf andere Texte und Medien, die es sicherlich bald zu klären gilt.

Den Herausgebern gelingt es, mit einer Vielzahl von analytischen Beispielen eine sehr vielversprechende Perspektive auf die Vielfalt neuer und alter Texte zu eröffnen. Der Sammelband stellt somit eine gelungene Zusammenschau eines unbedingt weiter zu unterstützenden Ansatzes innerhalb der Medienlinguistik dar, der den gewohnten Blick auf Kategorisierungen und Klassifizierungen innerhalb der Textlinguistik abwendet und die Aufmerksamkeit auf eine deutlich offenere und unkompliziertere Herangehensweise lenkt, die innerhalb der größeren Disziplin der Medienwissenschaft insgesamt viel Potenzial zur Zusammenarbeit bietet. Denn erst durch eine Überwindung traditioneller Bezugspunkte und die Öffnung hin zu einer allgemeineren Analyse und Diskussion kommunikativer und kultureller Praktiken wird es möglich sein, umfangreich Aufschluss über Muster und Variation unserer Werte und Normen zu gelangen. Einen ersten Ausblick auf diese Notwendigkeiten und Möglichkeiten gibt der Sammelband in gelungener Form.

Literatur

- Adamzik, Kirsten. 2001. Die Zukunft der Text(sorten)linguistik. Textsortennetze, Textsortenfelder, Textsorten im Verbund. In: Fix, Ulla/Habscheid, Stephan/Klein, Josef (Hrsg.). Zur Kulturspezifik von Textsorten. Tübingen: Stauffenburg, 15–30.
- Burger, Harald. 2000. Textsorten in den Massenmedien. In: Brinker, Klaus et al. (Hrsg.). Text- und Gesprächslinguistik. Berlin, New York: de Gruyter (= HSK 16.1). Bd. 1, 614–628.
- Burger, Harald. 2005. Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien. 3., völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin, New York: de Gruyter.

Adresse der Verfasserin:

Janina Wildfeuer, M.A.
Deutsche Sprachwissenschaft & interdisziplinäre Linguistik
Universität Bremen
Postfach 330 440
28334 Bremen
E-Mail: wildfeuer@uni-bremen.de

Kiesendahl, Jana. 2011. *Status und Kommunikation. Ein Vergleich von Sprechhandlungen in universitären E-Mails und Sprechstundengesprächen*. Berlin: Erich Schmidt. 393 S. 59,80 €. ISBN 978-3-503-122431.

In ihrer Dissertation *Status und Kommunikation* untersucht Kiesendahl, wie Status und institutionelle Rolle innerhalb hochschulischer Kommunikation sowohl von Studierenden als auch von Lehrenden sprachlich signalisiert werden, und welchen Einfluss die mediale Realisierung dabei auf die sprachlichen Mittel hat. Hierbei stützt sie sich auf die beiden Gattungen „E-Mail-Konsultationen“ und „Sprechstundengespräche“ und schränkt diese auf den Themenbereich „Prüfungsabsprachen“ ein. Im Bereich der E-Mails ist für sie von besonderem Interesse, ob sich der informelle Sprachstil der privaten E-Mail-Kommunikation auch in den hierarchisch geprägten E-Mail-Konsultationen vollzieht und folglich zu einer Egalisierung des Status führt. Damit einher geht die Frage, ob die institutionelle Rolle demzufolge im Sprechstundengespräch durch die Verwendung sprachstilistischer Mittel umso deutlicher hervorgehoben wird.

Angesichts dieser Untersuchungsgegenstände leistet Kiesendahls Dissertation einen wichtigen Beitrag für den aktuellen Forschungsstand, da relativ wenige Arbeiten zur hochschulischen Kommunikation im deutschsprachigen Raum vorliegen. In der angloamerikanischen For-

sung wurde diese zwar umfassender bearbeitet, jedoch fehlen auch hier umfassende Studien zur gesprochenen akademischen Sprache (Limberg 2009). Durch den Vergleich von computervermittelter akademischer Kommunikation mit mündlichen Sprechstundengesprächen gelingt es Kiesendahl das Defizit schriftsprachlicher Texte in diesem Forschungsbe- reich auszugleichen.

Ihre Monographie lässt sich in zwei Teile gliedern, wobei sie im ersten Teil (Kapitel 1–5) die der Arbeit zugrunde liegende Theorie und Terminologie einführt und diese im zweiten Teil (Kapitel 5–6) auf E-Mail-Konsultationen und anschließend auf Sprechstundengespräche anwen- det. Die Arbeit schließt mit einer Ergebnisdiskussion und einer allgemei- nen Schlussbetrachtung (Kapitel 6–8) ab. Ferner enthalten sind ein Lite- raturverzeichnis und ein Anhang mit der Sprechhandlungstypisierung beider Korpora.

Nach einer allgemeinen Einleitung in Kapitel 1 schließt sich in Kapitel 2 eine Einführung in den Gegenstand der institutionellen Kommunika- tion, speziell der Hochschulkommunikation an. In diesem Zusammen- hang wird eine Charakterisierung der behandelten Gattungen als Ele- mente hochschulischer Kommunikation sowie eine Beschreibung der Aspekte, welche die Wahl des jeweiligen Mediums beeinflussen, gegeben.

In Kapitel 3 nimmt Kiesendahl eine terminologische Abgrenzung der theoretischen Konzepte „Hierarchie“, „Asymmetrie“, „Status“, „Rolle“ und „soziale Beziehung“ vor, da diese die hochschulische Kommunika- tion prägen. Anschließend erörtert sie in Kapitel 4 die Methoden und Ansätze, die der nachfolgenden Korpusanalyse zugrunde liegen. Dabei wird noch einmal deutlich hervorgehoben, dass es in der Analyse nicht um Einzelpersonen, sondern um die institutionelle Rolle der Aktanten sowie deren Position und Funktion an der Universität geht. Zunächst werden Sprechhandlungen auf der Grundlage des von Kiesendahl leicht modifizierten Sprechaktinventars zur Analyse von Lehrerinterventionen im Gruppenunterricht (SALG) von Diegritz/Fürst (1999) analysiert und typisiert, bevor sie den Sprachhandlungsklassen nach Zaefferer/Frenz (1979) zugeordnet werden, um anschließend die Sprechhandlungsperfor- manz der Handelnden rekonstruieren und interpretieren zu können. Kie- sendahl legt dabei besonderes Augenmerk auf die Verteilung von rever- siblen Sprechhandlungen (die sowohl von Lehrenden als auch von Studierenden getätigt werden können) und nicht-reversiblen Sprech- handlungen (Sprechhandlungen, die nur bei einer Aktantengruppe zu finden sind). Weiterhin überprüft sie mithilfe des Konzepts der Illokuti- onshierarchie typische Handlungsmuster des untersuchten Handlungsbe- reichs „Prüfungsabsprache“ im Hinblick auf ihr rollen- und statussigna- lisierendes Potenzial. Im Anschluss bedient sie sich der pragmatischen Stilanalyse, um Aussagen über die sprachliche Signalisierung der institu-

tionellen Rolle treffen zu können, womit auch die Frage nach der Angemessenheit der Sprechhandlung einhergeht. Die Analyse wird in den einzelnen Kapiteln anhand ausgewählter E-Mails und Gesprächssequenzen exemplarisch vorgenommen.

Anschließend wird in Kapitel 5 anhand des ersten Teilkorpus aufgezeigt, wie die institutionelle Rolle und der Status der Aktanten in E-Mails sprachlich realisiert werden und welche Rolle das Medium bei der Realisierung spielt. Hierfür wurden von den Lehrenden der Universität Greifswald am Institut für Germanistik im Zeitraum von Dezember 2006 bis September 2007 sämtliche E-Mails, die Prüfungsabsprachen in jedweder Art thematisierten, zur Verfügung gestellt. Insgesamt liegen 300 E-Mails von Studierenden und 163 von Lehrenden vor. Bei der Analyse, bei der die in Kapitel 4 dargestellten Methoden angewandt werden, stellt sich heraus, dass sich die institutionelle Rolle sowie der Status in den Sprechhandlungstypen sowohl auf der Ausdrucks- als auch auf der Handlungsebene abbilden. So verwenden Studierende vermehrt den Konjunktiv, Höflichkeitsmarker und Abschwächungssignale, um sich gegen unangemessenes Kommunikationsverhalten abzusichern und um ihren inferioreren Status zu markieren. Auf der Handlungsebene zeigen besonders nicht-reversible Sprechhandlungen soziokulturelle Unterschiede zwischen den Aktantengruppen auf und sind daher ein Indikator für die institutionelle Rolle. Weiterhin belegt Kiesendahls Untersuchung, dass bestimmte Sprechhandlungstypen aufgrund der Asynchronität des Mediums auftreten, wie dies bei der Bitte um die Zusendung einer Empfangsbestätigung der Fall ist. Was die Angemessenheit anbelangt, lassen sich vielfache Normverstöße im Korpus sowohl auf Seiten der Lehrenden als auch der Studierenden finden. Hierbei werden bei Studierenden die meisten Normverletzungen auf der situativen Ebene (durch eine unangemessene Anrede oder die Verwendung von Umgangssprache) und bei den Lehrenden auf der grammatischen Ebene (in Form von Kleinschreibung oder Tippfehlern) nachgewiesen. Es ist zu bedenken, dass Normverstöße nur von superiorer auf inferiore Ebene kommuniziert werden können, da der Hinweis eines Studenten an seinen Dozenten, auf die korrekte Einhaltung der deutschen Grammatik zu achten, einen weiteren Normverstoß bedeuten würde.

Im zweiten Teil des Analysekorpus (Kapitel 6) wird die sprachliche Rollen- und Statussignalisierung im Sprechstundengespräch untersucht. Hierbei wird auf 18 nicht-simulierte authentische Sprechstundengespräche an der oben genannten Universität zurückgegriffen. Es gilt zu berücksichtigen, dass bis auf wenige Ausnahmen die Gesprächseröffnung nicht vorhanden ist, da diese bereits auf dem Flur des Instituts stattfand, oder aufgrund der verspäteten Aufnahme – der Lehrende musste sich zuerst das Einverständnis des Studierenden über die Aufnahme des

Gesprächs einholen – fehlt. Kiesendahls Untersuchung zeigt, dass die Rollensignalisierung auf den Ebenen der Sprechhandlungstypen, der Gesprächsstruktur und der Thematik nachgewiesen werden kann. Beispielsweise markiert der nicht-reversible Sprechhandlungstyp „Personenvorstellung“ des Studenten dessen inferiore Position. Auf der gesprächsstrukturellen Ebene wird dies durch die Themensteuerung, die Organisation des Sprecherwechsels und die Verteilung der Redeanteile deutlich. So werden dreiviertel der Themen von Lehrenden initiiert, und diesen kommen im Verlauf des Gesprächs deutlich höhere Redenanteile zu, während sich bei den Studierenden die Tendenz zur „defensiven kommunikativen Präferenz“ (S. 238) feststellen lässt. Auf der thematischen Ebene signalisieren Lehrende aufgrund konkreter Rollenerwartungen an Studierende – erwartete Neugier und Interesse – ihre institutionelle Rolle, und auch das Kommunizieren von Zeitmangel verweist auf ihren superioren Status.

Auffällig bei der Untersuchung der Sprechstundengespräche ist die hohe Kooperativität seitens der Lehrenden, die sich in E-Mails nicht finden lässt. Kiesendahls Untersuchung zeigt somit, dass die institutionelle Rolle in Sprechstundengesprächen nicht gezielt hervorgehoben wird, sondern dass die Mehrkanaligkeit der Face-to-Face-Kommunikation und die institutionellen Örtlichkeiten den kommunikativen Handlungsspielraum zu erweitern scheinen, da sie eine Statussignalisierung auf anderen Ebenen ermöglichen.

Im abschließenden Vergleich beider Korpora (Kapitel 7), der Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Sprechhandlungsperformanz aufzeigen soll, stellt sich heraus, dass E-Mails und Sprechstundengesprächen unterschiedliche Handlungszwecke zugrunde liegen, und dass in E-Mails – anders als bisher vermutet – mehr nicht-reversible Sprachhandlungstypen vorkommen, mit denen Studierende stetig ihre inferiore Rolle signalisieren. Damit belegt Kiesendahls Analyse, dass in hierarchisch geprägten E-Mail Konsultationen keine Egalisierung des Status stattfindet.

Ihre Bearbeitung des rollen- und statussignalisierenden Potenzials von E-Mail-Konsultationen und Sprechstundengesprächen als Teil des akademischen Diskurs sowie des Einflusses medialer Eigenschaften auf die Inferiorität und Superiorität verbalen Verhaltens im deutschsprachigen Raum leistet daher einen wichtigen Beitrag für den aktuelle Forschungsstand.

Aufgrund dieser Bedeutsamkeit und ihrer sprachlichen Verständlichkeit stellt die Monographie sowohl für Studierende, die sich einen Überblick über das Gebiet verschaffen wollen, als auch für Forschende eine brauchbare und empfehlenswerte Lektüre da. Ferner ist die Monographie selbst für Studienanfänger mit geringen Vorkenntnissen verständlich, da alle für die Analyse nötigen Fachbegriffe zunächst ausführlich erklärt werden, bevor sie im Analyseteil der Arbeit Anwendung finden.

Literatur

- Diegritz, Theodor/Fürst, Carl. 1999. Empirische Sprechhandlungsforschung. Ansätze zur Analyse und Typisierung authentischer Äußerungen. Erlangen: Universitätsbund Erlangen-Nürnberg e.V.
- Limberg, Holger. 2009. Mündliche Kommunikation in der Hochschule. Bestandsaufnahme einer Forschungsrichtung aus anglo-amerikanischer Sicht. In: Lévy-Tödter, Magdalène/Meer, Dorothee (Hrsg.). Hochschulkommunikation in der Diskussion. Berlin/New York: Lang, 113–133.
- Zaefferer, Dietmar/Frenz, Hans-Georg. 1979. Sprechakte bei Kindern. Eine empirische Untersuchung zur sprachlichen Handlungsfähigkeit im Vorschulalter. In: Linguistik und Didaktik 2, 91–132.

Adresse der Verfasserin:

Anna-Maria Weigl
Neuphilologisches Institut
Englische Sprachwissenschaft der Universität Würzburg
Am Hubland
97070 Würzburg
E-Mail: anna-maria.weigl@stud-mail.uni-wuerzburg.de

Fandrych, Christian/Maria Thurmair. 2011. Textsorten im Deutschen: Linguistische Analysen aus sprachdidaktischer Sicht. Tübingen: Stauffenburg Verlag. (= Stauffenburg Linguistik 57). 379 S. 49,50 €. ISBN 978-3-86057-195-8.

Die vorliegende Monographie ist als Fortsetzung eines langen Reigens respektgebietender Einführungen, Überblicksdarstellungen und Forschungsliteratur zur Textlinguistik anzusehen. Die Erwartungen, die man dieser neuen Publikation aus dem Bereich der Textsortenlinguistik entgegenbringt, sind deswegen sehr hoch. Obwohl es zweifellos schwierig ist, auf dem Gebiet der Textlinguistik in der Germanistik etwas Neues sagen zu können, wird man bei der Lektüre dieses Bandes keineswegs enttäuscht, da jedes Kapitel aktuelle Probleme aufgreift und neue Lösungsansätze bietet. Das Buch zeichnet sich außerdem durch seine Mehrfachadressierung aus. Es handelt sich dabei nämlich – wie man auch dem Titel entnehmen kann – um einen Brückenschlag zwischen Theorie, Deskription und Sprachdidaktik im Bereich der Textsorten. Im Folgenden möchte ich u. a. zeigen, dass die Lektüre dieser höchsten wissenschaftlichen Standards genügenden linguistischen Studie auch für Nicht-Sprachwissenschaftler unter den Vertretern des Deutschen als Fremdsprache sowie der Deutschdidaktik lohnend sein kann.

Das Buch gliedert sich in drei Teile: „I. Konzeption und Ansatz der vorliegenden Studie“, „II. Textsortenanalysen“ und „III. Linguistische und didaktische Erträge und Perspektiven.“ Thematischer Schwerpunkt des Buches ist die empirisch-induktive Ermittlung der prototypischen Merkmale der exemplarisch ausgewählten Textsorten, wobei auch typisierbare Textsortenmuster bestimmt und von weniger oder kaum standardisierten Texten abgegrenzt werden. Die für diesen Zweck notwendigen und zugleich für die ganze Arbeit zentralen Begriffe Textsorte, Kommunikationssituation, Textfunktion, Textstruktur sowie sprachliche Ausgestaltung werden im Anschluss an einen kompakten Überblick über den Stand der Forschung in der Textsortenlinguistik eingeführt. In Anlehnung an die Explizierung der „Beschreibungsdimensionen einer Textsortenanalyse“ in I.2.2 werden die Kriterien der Textsortenauswahl, die Charakterisierung des der Analyse zugrunde gelegten Korpus sowie die bei der Abgrenzung der einzelnen Textsorten und Textfunktionen angewandten Prinzipien erläutert. Als Brücke zum Hauptteil dient Kapitel I.3.4, in dem das bei der Analyse der Textsorten praktizierte methodische Vorgehen beschrieben wird. Es wird betont, dass die konkreten Analysen nach „keinem starren Analyseraster“ (S. 33) durchgeführt wurden.

Teil II, das Herzstück des Buches, ist der umfassenden Darstellung der exemplarisch ausgewählten 20 Textsorten gewidmet. Es handelt sich dabei im einzelnen um folgende: Vorstellungstexte, Reiseführer, Audioguides, Lexikonartikel, Leserbriefe, Diskussionsforen, Studienbewertungen, Wetterberichte, Horoskope, Bedienungsanleitungen, Ordnungen, Arztfragebogen, Beschwerden, Anzeigen, Beratungstexte, Tagebücher, Chats, Glückwunschtex te, Kondolenztext e und Sprachspielerische Kurzformen. Bei letzteren geht es genauer gesagt „[um] einen Texttyp, dem Textexemplare verschiedener kleinerer Textsorten angehören.“ (Vgl. S. 22). Im Hauptteil des Buches wird der Versuch unternommen, die Vielfalt der Textsorten der deutschen Gegenwartssprache in ihrer Variationsbreite und Dynamik möglichst umfassend zu präsentieren und die Zusammenhänge zwischen diesen transparent zu machen. Folgende Gesichtspunkte waren bei der Auswahl der Textsorten maßgebend: Vielfalt im Hinblick auf die Kommunikationssituation, mediale Vielfalt, Vielfalt an Textfunktionen, Einbeziehung häufig vernachlässigter Textsorten, Relevanz für den Fremdsprachen- und Muttersprachenunterricht, Relevanz im Hinblick auf die ausgewogene Entwicklung der Fertigkeiten der Lernenden.

Abgerundet wird das Buch durch eine linguistische und didaktische Bilanzziehung sowie durch das Aufzeigen neuer Perspektiven für Forschung und Lehre.

Die Darstellung der Textsorten ist in zweifacher Hinsicht besonders bedeutsam für den Sprachunterricht: Die zentralen sprachlichen Strukturen des Deutschen wurden möglichst breit erfasst und veranschaulicht

und es sollten möglichst kontrastiv relevante Textsorten herangezogen werden. Die Mitberücksichtigung „eine[r] möglichst große[n] Bandbreite von wichtigen grammatischen Phänomenen“ (S. 23) rückt den von Fandrych und Thurmair vertretenen Ansatz in die Nähe der eindeutig korpuslinguistisch gestützten Konstruktionsgrammatik, welche zudem in ein gebrauchsbasiertes Modell eingebettet ist. Es ist wohl kein Zufall, dass die vorliegende Monographie als Band 57 der renommierten Reihe *Stauffenburg Linguistik* erschienen ist, die sich auf der Homepage des Verlages wie folgt definiert:

[...] Forum für aktuelle Themen aus allen Bereichen der Linguistik. Es zählt die freie, begründete und wissenschaftlich fundierte Meinung, die auch im Brückenschlag zu Nachbardisziplinen, linguistische Fragestellungen und Untersuchungen vorstellt, diskutiert und die Ergebnisse in Teilbereichen präsentiert. (www.stauffenburg.de)

Das von Christian Fandrych und Maria Thurmair vorgelegte Buch wird diesem Anspruch voll gerecht und es gehört neben den drei erfolgreichen Sammelbänden zur Konstruktionsgrammatik mit zu den Highlights der ganzen Reihe.

Maria Thurmair charakterisiert dieses neue Herangehen in einem ihrer aktuellen Beiträge über Grammatikvermittlung mit folgenden Worten:

Der textsortenbezogene Ansatz eignet sich [...] sehr gut, um grammatische Strukturen und ihr Funktionieren einsichtig zu machen; das gilt eben nicht nur insoweit bestimmte Strukturen quantitativ auffällig sind, sondern auch insofern, als die jeweilige Textsorte einen guten kommunikativen Rahmen schafft, innerhalb dessen grammatische Strukturen ihre Wirkung adäquat und einleuchtend entfalten können. (Thurmair 2011: 428)

Besonders wertvoll für die Belange des DaF-Unterrichtes ist die Behandlung kontrastiv relevanter Texte. Hier wird auch für sprach- und kulturvergleichende Analysen der Weg geebnet. Krause fordert bereits in einem Aufsatz aus dem Jahr 2000 die gebührende Berücksichtigung „formulativer“ und kulturspezifischer Aspekte des Vergleichs (vgl. Krause 2000: 67). Durch die vorliegende Monographie wird auch diesbezüglich eine Lücke in der Forschung geschlossen.

Das Besondere an diesem Buch ist, dass es einerseits eine materialintensive Studie ist, in der die Dynamik, Variation und Lebendigkeit der untersuchten Textsorten gut veranschaulicht und dokumentiert wird und in der andererseits auch das rechte Maß an Deskription und sprachtheoretischer Fundierung getroffen ist. Man hat es hier also weder mit der

reinen Klassifizierung eines bestimmten Textkorpus noch mit der Apotheose eines Modells zu tun.

Fazit: Die vorliegende Monographie, die sich durch klare Begrifflichkeit und Terminologie, gut operationalisierbare Beschreibungskriterien und eine eindrucksvolle Fülle an lebendigem sprachlichen Material zur Illustration diverser Textsorten auszeichnet, stellt einen wichtigen Beitrag zur Textsortenlinguistik dar, verdient aber zugleich auch über die engeren Grenzen linguistischer Fachkreise hinausgehend Beachtung. Die detaillierten Textsortenbeschreibungen können als Ausgangspunkt für kontrastive und interkulturelle Analysen dienen. Die besondere Relevanz des Bandes für den muttersprachlichen und fremdsprachlichen Deutschunterricht beruht vor allem auf dem harmonischen Ineinandergreifen von Theorie und Deskription im ganzen Werk und auf der daraus ableitbaren Zuverlässigkeit der präsentierten Erkenntnisse. Die Lektüre des Buches kann auch zur Entwicklung einer differenzierten Textsortenkompetenz sowie zur Förderung der Lesekompetenz als Rohstoff und als Fundgrube wichtige Anregungen geben. Ausländische Germanistikstudenten könnten sich vor dem Hintergrund dieser Monographie mit den neuesten Entwicklungstendenzen in der Textsortenlinguistik auseinandersetzen; sie könnten sich aber auch dazu berufen fühlen, sprach- und kulturvergleichende Forschung in Form von Abschluss- und Diplomarbeiten sowie Dissertationen in Angriff zu nehmen.

Literatur

- Fischer, Kerstin/Stefanowitsch, Anatol (Hrsg.). 2008. Konstruktionsgrammatik I: Von der Anwendung zur Theorie. 2. Auflage. (= Stauffenburg Linguistik 40). Tübingen: Stauffenburg Verlag.
- Krause, Wolf-Dieter. 2000. Text, Textsorte, Textvergleich. In: Adamzik, Kirsten (Hrsg.). Textsorten: Reflexionen und Analysen. 1. Auflage. (= Textsorten 1). Tübingen: Stauffenburg Verlag, 45–76.
- Lasch, Alexander/Ziem, Alexander (Hrsg.). 2011. Konstruktionsgrammatik III: Aktuelle Fragen und Lösungsansätze. (= Stauffenburg Linguistik 58). Tübingen: Stauffenburg Verlag.
- Stefanowitsch, Anatol/Fischer, Kerstin (Hrsg.). 2010. Konstruktionsgrammatik II: Von der Konstruktion zur Grammatik. Nachdruck der Erstauflage. (= Stauffenburg Linguistik 47). Tübingen: Stauffenburg Verlag.
- Thurmair, Maria. 2011. Grammatik *verstehen* lernen mithilfe von Textsorten. In: Köpcke, Klaus-Michael/Ziegler, Arne (Hrsg.). 2011. Grammatik – Lehren, Lernen, Verstehen: Zugänge zur Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. (= Reihe Germanistische Linguistik 293). Berlin, New York: Walter de Gruyter, 411–431. www.stauffenburg.de (gesehen am 11. 3. 2012)

Adresse der Verfasserin:

Dr. habil. Rita Brdar-Szabó
Germanistisches Institut
Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft
Loránd-Eötvös-Universität
H-1088 Budapest
Rákóczi út 5.
E-Mail: ritamario@dravanet.hu

Ursula Bredel/Nanna Fuhrhop/Christina Noack. 2011. *Wie Kinder lesen und schreiben lernen*. Tübingen: Narr Francke Attempto. 248 S. 19,90 €. ISBN 978-3-7720-8403-4.

Die Autorinnen weisen einleitend auf die erschreckend hohe Zahl funktionaler Analphabeten in Deutschland hin und legen die These nahe, sie sei durch eine sachlich irreführende schulische Lehrpraxis (mit)bedingt. Diese Praxis basiere auf der weit verbreiteten Überzeugung, dass die Schrift im Prinzip als „Abbildung der Lautsprache“ zu verstehen ist (S. 2).

Dass die Instruktion „Hör genau hin und schreibe genau so“ nicht zielführend ist, wird u. a. anhand der Spatien, des vokalisiertem r-Lauts und der Großschreibung erläutert. Für die Lehre ist die Silbe als Größe besonders geeignet, ist sie doch leichter zugänglich als z. B. die Einheit Laut. Die Verfasserinnen fassen die Silbe nicht nur als lautliche Einheit, sondern sie beziehen sich auch auf den Begriff der Schreibsilbe. Für die lesenden Schülerinnen und Schüler ist ihrer Auffassung nach besonders der trochäische Zweisilber (*Hüte, Bilder*) relevant, wobei als Lesehilfe der Hinweis dienen kann, dass die vokalischen Kerne von betonter und unbetonter (Schreib-) Silbe durch „nicht-lange“ Grapheme gebildet werden. Nach der Anzahl der Konsonantenbuchstaben zwischen den Vokalbuchstaben der Haupt- und der Reduktionssilbe wird zwischen offenen und geschlossenen Hauptsilben unterschieden. Orthographisch besonders relevant ist das Konzept des Silbengelenks. Demnach gehört in Wörtern wie *Mutter* der gesprochene intervokalische Konsonant weder zur Haupt- noch zur Reduktionssilbe, sondern er hängt zwischen ihnen, „so wie ein echtes Gelenk. Und weil die Schrift keine Gelenke visualisieren kann [...], hilft sich die Schrift eben mit der Verdoppelung.“ (S. 42)

Die (Schreib-)Silbe wird sehr ausführlich behandelt, dem Phonem, dem Morphem als funktionalen Einheiten und auch dem syntaktischen Prinzip wird in diesem Kapitel nur wenig Raum gegeben. Umso ausführlicher kommt die Zeichensetzung zur Sprache, insbesondere die Kommasetzung. Hier wie auch bei der Silbe wird nicht die Perspektive des

Schreibenden, sondern die des Lesenden betont, für den Kommata eine Hilfe sind. In diesem Kontext kommen viele Aspekte der Kommatierung zur Sprache, die weit über das hinausgehen, was üblicherweise in der Grundschule Lehr- und Lerngegenstand ist. So geht es um Kommata bei eingebetteten Relativsätzen und Infinitivgruppen und um eine Kritik insbesondere der *welches*-Probe zur Unterscheidung von Konjunktion und Relativpronomen anhand des Beispielsatzes *Sie informierten das Gremium, dass sie gewählt hatten* (S. 64).

Das folgende Kapitel ist der Zentralfrage gewidmet „Wie funktioniert der Schriftspracherwerb?“ Erwerb wird im Sinne einer gemäßigt konstruktivistischen Perspektive als eigenaktive Verarbeitung eines „Angebots“ aufgefasst, das im günstigen Fall in die „Zone der nächsten Entwicklung“ (Wygotski) führt. Bedacht werden u. a. Aspekte des motorischen Schreibens, des Zusammenhangs von Handschreiben und Kognition, des Vergleichs von Schulausgangsschriften und des Verhältnisses von Druck- und Schreibschrift. Exemplarisch wird gezeigt, wie eine überwiegend phonographische Verschriftung aussieht, und es wird für die These argumentiert, dass phonologische Bewusstheit im engeren Sinn, d. h. die Fähigkeit, einzelne Phoneme zu isolieren, anders als die auf Silben bezogene Bewusstheit im weiteren Sinn erst im Zuge des Schriftspracherwerbs entstehen kann. Gegen Modelle des Schriftspracherwerbs, nach denen mindestens eine logographemische, eine alphabetische und eine orthographische Stufe zu unterscheiden sind, wenden die Autorinnen zweierlei ein: Zum einen müsse bei „starken“ entwicklungspsychologischen Stufentheorien wie der von Piaget eine Stufe „abgeschlossen“ sein, bevor eine neue beginnen könne. Das sei beim Schriftspracherwerb ersichtlich nicht der Fall. Zum anderen sei der Erwerb im Kontext der Lehrmethoden zu sehen, und hier sei „im Großen und Ganzen“ fundamentale Kritik angebracht, denn: „Fibelkonzept, Spracherfahrungsansatz oder Freies Schreiben folgen dem Grundsatz, dass geschriebene Sprache aus Zeichenketten besteht, deren einzelne Elemente als Abbilder auf Elemente der gesprochenen Sprache bezogen werden können. Betonungsmuster bleiben ebenso ausgeblendet wie grammatische Bezüge. Wenn Unterricht die Schrift also stets in dieser lautlichen Beziehung vermittelt, ist es dann verwunderlich, dass alle Kinder mit der sogenannten alphabetischen Stufe beginnen?“ (S. 98) Als Alternative wird zunächst das Silbenanalytische Modell von Christa Röber präsentiert. Die Kinder haben betonte und unbetonte Silben, gespannte (lange) und ungespannte (kurze) Vokale und geschlossene und offene Silben zu unterscheiden. In einem Haus und einer Garage sind vier Varianten des trochäischen Zweisilbers untergebracht: eine offene und eine geschlossene Tonsilbe mit Langvokal (*hy:tə* und *hy:nçn*), eine offene und eine geschlossene Tonsilbe mit Kurzvokal (*hytə* und *hyftə*). Ursula Bredel

stellt ein weiteres Modell vor, in dem Silbenprosodie und Morphologie gleichermaßen berücksichtigt sind. Hier ist bei einem Wort wie *legen* der Anlaut der zweiten Silbe so gefärbt wie das Haus, sodass „die morphologische Analyse automatisch durch die Einführung geleistet und für die Kinder sichtbar“ sei (S. 110). Erörtert werden darüber hinaus die satzinterne Großschreibung und die Getrennt- und Zusammenschreibung. Erstere werde in der Grundschule falsch gelehrt, insofern auf die Wortart und nicht auf die Syntax gesetzt werde. Der übliche Weg über den Begleiter und die Semantik (Nomen bezeichnen Gegenstände usw.) versperre den Blick dafür, dass im Deutschen Kerne von Nominalgruppen großgeschrieben werden. Bereits in der zweiten Klasse sei die syntaxbezogene Vermittlung der Großschreibung möglich. In einem ersten Schritt müssten mithilfe der Umstellprobe Satzglieder ermittelt werden. Resultierende Gruppen mit nominalen Kernen seien dann durch Adjektivattribute zu erweitern. In einem dritten Schritt müssten Beispiele mit nicht-substantivischen Kernen am Gruppenende herangezogen werden. Das Modell sei zwar komplexer als der wortartbezogene Ansatz, aber eben sachlich angemessen. Dass die Getrennt- und Zusammenschreibung nicht bereits früh thematisch werde, sei angesichts zahlreicher Schreibfehler in diesem Bereich nicht zu verantworten. Auch hier helfe eine syntaxorientierte Herangehensweise, wie den Schülerinnen und Schülern anhand von grammatischen Operationen an Beispielen wie *Sie sind Fußballweltmeister*; *Sie sind mit dem Fußball Weltmeister*; *Sie sind im Fußball Weltmeister*; *Sie sind in der Fußballwelt Meister* verdeutlicht werden könne.

Würde von Anfang an auf prosodische Wortmuster, d. h. die Varianten des trochäischen Zweisilbers, und darüber hinaus auf den Morphemchnitt gesetzt, wäre das in der Grundschullesedidaktik als „Synthetisieren“ bezeichnete „Zusammenschleifen“ von Lauten, das zunächst zu Wortvorformen führt, nicht mehr nötig. Die Schülerinnen und Schüler würden nämlich sofort die silbischen Strukturen analysieren und daraus die Aussprache ableiten. Es könnte sofort zielnah silbisch-prosodisch gelesen werden; die wiederholte Artikulation von Wortvorformen sei nicht nötig. „Der Aha-Effekt würde bereits beim ersten Zugriff auf ein Wort entstehen, die erste Leseaussprache würde direkt ins mentale Lexikon führen.“ (S. 124)

Um „Fehler und Störungen“ geht es in einem weiteren Kapitel. Wie in der Grundschuldidaktik üblich, plädieren die Autorinnen dafür, bei Schreibungen nicht nur auf die Fehler, sondern auch auf das bereits Gekonnte zu achten und darüber hinaus die Fehler als „Fenster“ zu verstehen, die Einblicke in kognitive Prozesse gestatten. Anhand von Beispielen wird kompetentes, nicht in erster Linie auf die Quantität, sondern auf die Qualität von Fehlern zielendes Diagnostizieren demonstriert. und

es werden differenzierte Hinweise zur Förderung gegeben. Exemplarisch wird deutlich, wie wichtig es ist, dass Lehrpersonen zwischen Regel- und „Ausnahmewörtern“ (z. B. *Sieger* vs. *Tiger*) unterscheiden können. Sie sollten auch nicht vorschnell Rückschritte diagnostizieren. Produzieren Schülerinnen und Schüler Fehler, die sie früher nicht gemacht haben, kann das nämlich einem Zuwachs an Wissen zu verdanken sein. Wurde z. B. ein „Ausnahmewort“ früher richtig geschrieben, beruhte das womöglich darauf, dass dieser Ausnahmestatus gar nicht erkannt war. Erst jetzt ist dem Lernenden die Regel zugänglich; sie wird allerdings übergeneralisiert, d. h. auf einen „unpassenden“ Fall angewendet.

An zwei Rechtschreibtests, der Aachener Förderdiagnostischen Rechtschreibanalyse (AFRA) und der Hamburger Schreibprobe (HSP), kritisieren die Autorinnen vor allem, dass hier der Trochäus als „Basismuster der Orthographie“ nicht berücksichtigt sei. Außerdem sei weder hier noch in den Vergleichsarbeiten für dritte Klassen (VerA 3) bedacht, dass „die Lerngelegenheiten, die die Schüler/innen hatten“, in die Auswertung einbezogen werden müssten (S. 168).

„Viele Fehlentwicklungen“ (S. 176), die zu Lese- und Rechtschreibstörungen führen, sind nach Auffassung der Autorinnen auf den lautzentrierten Anfangsunterricht zurückzuführen. Dem müsse begegnet werden, indem die Kinder von Anfang an „neben den phonographischen auch die silbisch-prosodischen, die morphologischen und die syntaktischen Prinzipien zu durchschauen“ lernen (S. 176). Bei umschriebenen Lese- bzw. Rechtschreibstörungen ist, so eine gängige Annahme, die Kapazität des phonologischen Arbeitsspeichers oft nicht hinreichend. Seine Belastung könnte reduziert werden, wenn nicht wie üblich zunächst Laut für Laut erlesen würde, sondern dem natürlichen sprechmotorischen Programm entsprechend und weniger speicheraufwendig auf der Basis von Silben und Akzentmustern operiert würde.

Ein Kapitel ist dem Zweitschifterwerb gewidmet. Die Autorinnen plädieren dafür, an allen Grundschulen Unterricht in den am stärksten vertretenen Muttersprachen anzubieten. Der Deutschunterricht sei verstärkt an den Bedürfnissen der Schülerinnen und Schüler mit anderen Muttersprachen auszurichten. Mehrsprachigkeit sei als Chance und nicht als Problem zu begreifen. An Exempeln wird gezeigt, was Lehrerinnen und Lehrer über andere Herkunftssprachen wissen sollten.

Im letzten Kapitel wird „Schriftsprachförderung über das Fach Deutsch hinaus“ thematisiert. Hier werden u. a. zentrale Differenzen von Alltags- und Fachsprache namhaft gemacht, es wird gezeigt, wie eine Mathematikaufgabe verständnisdienlich umformuliert werden kann, und anhand von Exempeln macht man darauf aufmerksam, welche Schwierigkeiten Kinder mit dem verständigen Lesen einer Aufgabe haben können, die vom mathematischen Gehalt her wenig Ansprüche stellt.

Das Buch birgt eine Fülle von linguistischen und didaktischen Einsichten und ist aufgrund der pointierten Darstellungsweise nicht nur für Lehrpersonen in Schulen, sondern auch für den Hochschulunterricht gut geeignet. Es lädt zur Auseinandersetzung ein; im Folgenden sind einige Aspekte benannt.

Den Verfasserinnen geht es vor allem um eine Kritik der Auffassung, die Schrift sei eine „Abbildung der Lautsprache“. Diese Ansicht wird ihnen zufolge von fast allen Lehrpersonen geteilt, liegt „den“ Fibeln zugrunde, auf ihr beruhe „die gängige Praxis“. Eine Fülle vergleichbarer Formulierungen lässt darauf schließen, dass hier „der“ herrschenden Lehre im Singular der Prozess gemacht wird. Mit Recht? Ein solches Pauschalurteil ist m. E. irreführend. Welche Lehrperson glaubt z. B., die Großschreibung ergebe sich allein aus dem „Hinhören“, zu schweigen von der Auslautverhärtung? In den Büchern zum Schriftspracherwerb, die derzeit auf dem Markt sind, wird nach meiner Kenntnis nirgendwo die „Abbildungstheorie“ vertreten. Gerhard Augst und Mechthild Dehn z. B. machen wie die Autorinnen hier mithilfe eines „Zwiebelmodells“ (von der Lautschrift über die alphabetische Schreibung, die Stammschreibung, die Berücksichtigung von Spatien, die Großschreibung usw.) deutlich, wie weit die korrekte Schreibung vom „Hinhören“ entfernt ist (³2007, 82). Dieses Modell ist dem von Bredel, Fuhrhop und Noack präsentierten sehr ähnlich; im Literaturverzeichnis ist der Text von Augst und Dehn aber nicht zu finden.

Im Bemühen, „die“ herrschende Praxis möglichst harsch zu kritisieren, kommt es öfter zur Formulierung unechter Alternativen: „Die Schrift ist keine Abbildung der Lautung; sie ist vielmehr eine Abbildung von Grammatik.“ (S. 22) Dann wieder heißt es, diesmal zutreffend, es gehe darum, „neben der lautlichen Repräsentation für den Leser grammatische Strukturen zu verschriftlichen [...]“. (S. 74 f.) Mit diesem Changieren hängt zusammen, dass vom phonographischen Prinzip auffällig wenig die Rede ist. Man erfährt hier keine Details dazu, wie Phonem-Graphem-Korrespondenzen gelehrt werden sollten, und auch das minimale deutsche Schriftwort, nämlich der Einsilber, der ja in Lesetexten viel häufiger ist als der Zweisilber, wird nur am Rande behandelt. Damit ist nichts gegen die Auszeichnung des Trochäus als „optimales“ deutsches Schriftwort gesagt und auch nichts gegen die These, dass der Silbe im Allgemeinen und dem Zweisilber im Besonderen bislang zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Ab und an erwecken die Autorinnen den Eindruck, man habe es hier nicht mit einer (perspektivischen) **Darstellung** der Schrift zu tun, sondern mit ihr selbst, dem Gegenstand „an sich“. So heißt es z. B.: „Die Orthographie drückt das Merkmal Länge/Gespanntheit bzw. Kürze/Ungepanntheit nicht direkt an dem betroffenen Vokal aus, sondern im End-

rand der Vollsilbe [...]“ (S. 45) Nicht erwähnt wird, dass es eine alternative Perspektive gibt, die auch in der amtlichen Regelung der Orthographie zu finden ist. Hier wird nicht von der Silbe, sondern vom Morphem ausgegangen, wenn es unter § 2 heißt: „Folgt im Wortstamm auf einen betonten kurzen Vokal nur ein einzelner Konsonant, so kennzeichnet man die Kürze des Vokals durch Verdopplung des Konsonantenbuchstabens.“ Wiederholt ist gezeigt worden, dass bei beiden Versionen mit annähernd gleich vielen Ausnahmen zu rechnen ist¹. In beiden Fällen muss vorausgesetzt werden, dass die Schülerinnen und Schüler Akzente und Länge bzw. Kürze erkennen können. Wohl gemerkt: Es geht hier nicht darum, dass die Autorinnen die amtliche Regelung zu favorisieren hätten, sondern darum, dass alternative, intensiv diskutierte Sichtweisen wenigstens erwähnt werden sollten.

Schwerer wiegt der Einwand, dass die Verfasserinnen es durchgängig versäumen, ihre Aussagen zu alternativen Lehrverfahren als das zu bezeichnen, was sie sind, nämlich als Hypothesen, die empirisch zu überprüfen sind. Sie präsentieren zwar eine Fülle von Beispielen für schriftliche und mündliche Schüler- und Lehreräußerungen. Sie sind erhellend und tragen zur Plausibilisierung der Behauptungen bei. Gleichwohl haben sie nur anekdotischen Charakter. Nötig wären Interventionsstudien, die den Standards im Bereich der Lehr-Lernforschung genügen. Das sind Studien mit einem Versuchs- und Kontrollgruppendesign und mit Vor-, Nach- und Follow-up-Tests. Was den Vergleich einer silbenorientierten Lehre mit einem fibelbasierten Verfahren angeht, so gibt es zurzeit nur eine einzige Studie dieser Art. Swantje Weinhold verglich im Rahmen eines Längsschnitts Lerneffekte der Silbenanalytischen Methode mit denen eines fibelzentrierten Unterrichts („Fara und Fu“ und „Tobi“). Das Resümee lautet, dass am Ende der Grundschulzeit Kinder, die nach der Silbenanalytischen Methode unterrichtet wurden, keine Leistungsvorteile hatten, allerdings waren sie auch nicht weniger leistungsfähig als die „Fibelkinder“ (Weinhold 2009, 72). Auf diese Studie wird im Text nicht Bezug genommen; sie findet sich auch nicht im Literaturverzeichnis.

Zur Groß- und Kleinschreibung heißt es kategorisch, dass man „mit Wortartbezogenheit (*„Substantive schreibt man groß“*) nicht weiterkommt.“ (S. 118) Man habe als Lehrkraft in der Grundschule nicht auf lexikalisch-morphologische Merkmale zu setzen, sondern auf die Syntax, darauf, dass Kerne von Nominalgruppen großzuschreiben sind. Dass man Substantive gelegentlich klein- und Nicht-Substantive zuweilen großschreibt, macht in der Tat deutlich, dass nicht die Wortart, sondern der Gebrauch der Wortart im Satz zentral ist. Prototypisch ist eben der Gebrauch als Kern einer Nominalphrase. Folgt daraus aber, dass von Anfang an auf die Syntax gesetzt werden sollte? Bereits in der zweiten Klasse sollen die Kinder mithilfe der Umstellprobe zur Ermittlung von

Satzgliedgrenzen kommen. Darüber hinaus sollen sie nominale Kerne nicht um irgendwelche, sondern um adjektivische Attribute erweitern. Diese Anforderungen sind hoch und es gibt erhebliche Evidenz für die These, dass sie nur von einem kleinen Teil der Schülerinnen und Schüler zu meistern sind (vgl. Bremerich-Vos/Böhme 2009). Hinzu kommt, beckmesserisch gesagt, dass es in Fällen wie *Schlange stehen* und *Krawatte tragen* bei lehrkonformem Verhalten der Schülerinnen und Schüler zu Fehlschreibungen käme (vgl. Günther/Gaebert 2011, 102). Viel gravierender aber ist der empirische Befund, dass der Kern der Nominalphrase in der weit überwiegenden Zahl der Fälle ein Substantiv ist. Warum also nicht im Interesse der Lernenden zunächst auf die Wortart, insbesondere auf die Artikelprobe setzen? Der Hinweis, diese Option laufe auf die Instruktion hinaus, „dass Wörter, die auf einen Artikel folgen, großgeschrieben werden“ (S. 148), und dies führe zu Schreibungen wie *der Große baum*, verfängt nicht. Denn die angemessene Instruktion lautet nicht „Wenn ein Artikel davorsteht ...“, sondern „wenn sich ein Artikel darauf bezieht ...“ (Augst/Dehn 2007, 155) Dass die syntaktisch fundierte Großschreibungsdidaktik, die hier propagiert wird, „von Beginn an zum Ziel führt“ (S. 150), ist auf empirischem Weg, d. h. mithilfe von Interventionsstudien gemäß dem state of the art, bislang noch nicht gezeigt worden.

Die Autorinnen beanspruchen, anders als „die einschlägigen Unterrichtsmaterialien und -konzepte“ die Schriftsprache auf die einzig angemessene Weise vermitteln zu können (S. 134). Es wäre hilfreich gewesen, wenn sie ab und an auf die Differenz von Anspruch und nachgewiesener Einlösung hingewiesen hätten.

Anmerkung

1. Z. B. in Augst/Dehn 2007, 103. Für eine mit harten Bandagen ausgetragene Kontroverse darum, ob eine akzent- oder eine silbenbasierte Version vorzuziehen sei, vgl. die Beiträge von Ramers (1999) und Eisenberg (1999).

Literatur

- Augst, Gerhard/Dehn, Mechthild. ³2007. Rechtschreibung und Rechtschreibunterricht. Stuttgart: Klett.
- Bremerich-Vos, Albert/Böhme, Katrin. 2009. Kompetenzdiagnostik im Bereich „Sprache und Sprachgebrauch untersuchen“. In: Granzer, Dietlinde u. a. (Hrsg.). Bildungsstandards Deutsch und Mathematik – Leistungsmessung in der Grundschule. Weinheim: Beltz, 376–392.
- Eisenberg, Peter. 1999. Vokallängenbezeichnung als Problem. In: Linguistische Berichte 179, 343–349.
- Günther, Hartmut/Gaebert, Désirée-Kathrin. 2011. Das System der Groß- und Kleinschreibung. In: Bredel, Ursula/Reißig, Tilo (Hrsg.). Weiterführender Orthographieerwerb. Schneider: Hohengehren, 96–106.

- Ramers, Karl Heinz. 1999. Zur Doppelkonsonanzschreibung im Deutschen: Eine Replik. In: *Linguistische Berichte* 179, 350–360.
- Weinhold, Swantje. 2009. Effekte fachdidaktischer Ansätze auf den Schriftspracherwerb in der Grundschule. In: *Didaktik Deutsch* 27, 53–75.

Adresse des Verfassers:

Prof. Dr. Albert Bremerich-Vos
Universität Duisburg-Essen
Lehrstuhl für Germanistik/Linguistik: Sprachdidaktik
Universitätsstr. 2
45141 Essen
E-Mail: Albert.Bremerich-Vos@uni-due.de

Cordula Schwarze. 2010. *Formen und Funktionen von Topoi im Gespräch.* (= Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, 32). Frankfurt/Main: Peter Lang, 360 S. 72,95 €, ISBN 978-3-631-58804-8.

Was ist ein gutes Argument? Diese wichtige wie zugleich scheinbar so banale Frage wurde bisher primär aus rhetorisch-präskriptiver Perspektive beantwortet. Das vorliegende Buch von Cordula Schwarze sucht die Antworten in der alltäglichen Argumentationspraxis in Gesprächen und kommt zu überraschenden Ergebnissen. Darüber hinaus ist die Arbeit in gleich dreifacher Hinsicht als innovativ zu bezeichnen: Erstens nimmt sich die Autorin mit dem Topos als ihrer zentralen Untersuchungskategorie eines bisher nahezu ausschließlich in der Rhetorik bearbeiteten Gegenstandes an, der jedoch – so viel sei schon erwähnt – für die Beschreibung argumentativer Praktiken überaus geeignet erscheint. Damit wird zugleich das oft beklagte „Empiriedefizit der Rhetorik“ (Spranz-Fogasy 2003, 27) in Ansätzen beseitigt und die dringend notwendige Forschung zum mündlichen Argumentieren empirisch und methodologisch bereichert. Zweitens wird der Topos für die Analyse medial mündlich realisierter Äußerungen (143 konfliktäre Gespräche zwischen Müttern und Töchtern) genutzt, was ebenfalls neu ist, da die Diskurslinguistik – wo sich der Topos neben der Rhetorik bereits etabliert hat (vgl. z. B. Wengeler 2003, Klein 1999) – primär geschriebene Texte analysiert. Das dritte Novum besteht in der strikt gesprächsanalytisch operierenden Beschreibung des Topos, die sich an der Sequenzialität und Interaktivität als konstitutiven Bedingungen des Gesprächs orientiert.

Dr. Cordula Schwarze ist Diplomsprechwissenschaftlerin und studierte an der Universität Halle-Wittenberg Sprechwissenschaft, Phonetik sowie Medien- und Kommunikationswissenschaft. Das vorliegende Buch ist die Veröffentlichung ihrer Promotion. Nach einer mehrjährigen Lehrtätigkeit an der Universität Greifswald arbeitet sie seit 2009 als Senior Lecturer am Institut für Germanistik der Universität Innsbruck. Zu ihren Lehr- und Forschungsschwerpunkten gehören Rhetorik, Argumentationsanalyse, Gesprächsforschung sowie Methodik und Didaktik der Rhetorik.

Die Arbeit widmet sich dem Gegenstand zunächst unter theoretischer Perspektive: Das erste Kapitel erarbeitet systematisch ein Inventar möglicher Topoi (S. 48), das sich sowohl aus der antiken Rhetoriktradition als auch aus sprech- und literaturwissenschaftlichen und soziologischen Blickwinkeln speist. Die einzelnen Topoi werden über die Darstellung der Zusammenhänge hinaus kurz beschrieben und in ihrer Wirkung erläutert. Die Katalogisierung der Topoi – auf der Basis von Aristoteles, Kienpointner (1992) und Ottmer (1992) – ist ein besonderes Verdienst der Arbeit, wenn auch die Beschreibung mitunter zu abstrakt ausfällt und hier ein klar definierter, anwendungsfähiger Toposbegriff nur schwer zu finden ist. Die Prämisse des Vorgehens liegt darin, dass es erst mit der nötigen Kenntnis der betreffenden rhetorischen Figuren möglich ist, diese im Gespräch zu identifizieren, da die Implizitheit des topischen Argumentierens im Gespräch eine empirische Analyse erschwert. Für die weitere Progression der empirischen Studie von Schwarze erscheint diese Typologisierung äußerst zielführend und eignet sich darüber hinaus auch für weitere argumentationsanalytische Studien.

Das zweite Kapitel widmet sich dem Gespräch als spezifischem Forschungsgegenstand unter sprechwissenschaftlicher und gesprächsanalytischer Perspektive, erbringt jedoch kaum methodologische Innovationen. Allein der Wert von gemeinsamen Datensitzungen als *conditio sine qua non* gesprächsanalytischen Arbeitens wird nachvollziehbar herausgearbeitet. Der Aspekt der „Rhetorizität“ erscheint vor dem Forschungsziel der Arbeit bedeutsam, wird aber leider nicht vertiefend bearbeitet.

Das dritte Kapitel erläutert die Methodik der Untersuchung und entwirft auf der Basis bisheriger gesprächs- und konversationsanalytischer Argumentationsanalysen zunächst einen vier- bzw. fünfschrittigen Algorithmus zur prozessualen Beschreibung argumentativer Sequenzen, der sich an den interaktiven Aufgaben orientiert, die die Interagierenden im Gespräch bewältigen müssen (vgl. S. 126). Diese interaktiven Aufgaben sind sowohl mit ihren Handlungsaspekten als auch mit ihren formalen Merkmalen, an denen sich die Analyse ausrichten kann, nachvollziehbar und klar beschrieben worden, was der Anwendung der Schrittfolge äußerst dienlich ist. Die Erläuterung dieses interaktions- und sequenzorien-

tierten Vorgehens (S. 155 ff.), das einer komplexen Mehrebenenanalyse entspricht, hätte durch eine tabellarische Zusammenfassung oder Visualisierung der Arbeitsschritte und beispielhaften Darstellung ihrer Beschreibungskategorien komplettiert werden können, wodurch letztlich auch die wissenschaftliche Rezeption der Methodik profitieren würde (im Ansatz realisiert in Schwarze 2010, 11).

Kapitel 4 stellt das Datenmaterial sowie Ergebnisse von Datensitzungen vor und umreißt kurz das Charakteristikum „konfliktär“ unter interaktionaler Perspektive (S. 170 ff.).

Kapitel 5 präsentiert die empirischen Befunde, wobei der Schwerpunkt auf der formbestimmten Klassifikation der verwendeten Topoi lag. Grundlage der Analyse ist das auf Spranz-Fogasy (2003) beruhende Modell des sequenziellen Argumentationsschemas (S. 220), das sich logisch in die Perspektive der Gesamtarbeit eingliedert und verständlich anhand von authentischen Beispielen erläutert wird. Innovativ ist die am Material orientierte Klassifikation der Topoi, die mit den zwei Aspekten „interaktive Herstellung“ und „Konsequenzen“ operiert, und zu einer Differenzierung in „gemeinsam etablierte Topoi“ und „von einer Sprecherin etablierter Topos“ führt. Damit weist sie sowohl die Differenzierung in formale vs. materiale (Kopperschmidt 1991) und in kontextabstrakte vs. kontextspezifische (Kienpointner 1992) Topoi als nicht gegenstandsadäquat für mündliches Argumentieren zurück. Die Analyse selbst erfolgt äußerst präzise, zeugt vom hochsensiblen Umgang mit den Daten und im Rekonstruieren der Topoi von der Expertise der Autorin. Hinsichtlich der Funktion kann Schwarze aus dem Material folgende Differenzen ableiten: Dient der „individuell entwickelte Topos“ primär der Klärung der *Questio*, was durch die Verschiebung der thematischen Foki realisiert wird und zur Beförderung des konfliktären Geschehens führen kann, so dienen die „gemeinsam etablierten Topoi“ primär dazu, argumentative Fehler der Interaktionspartnerin aufzuzeigen. Explizit weist sie die Zuordnung der Topoi zu widerlegenden und rechtfertigenden argumentativen Zügen als zu grob und nicht am authentischen Handeln von Interaktanten nachweisbar zurück. Zwar kommt Schwarze abschließend (S. 324) zu dem Schluss, dass die verwendeten Topoi immer nur in einer der beiden Formen auftreten, eine Konkretisierung dieses Ergebnisses – z. B. in Form der realisierten Verteilungen – bleibt allerdings aus. Eine Visualisierung oder tabellarische Konzentration der klassenspezifischen Formen und Funktionen fehlt hier leider ebenso wie die Darstellung des Zusammenhangs, „welche Formen lokaler Strittigkeitsmarkierungen welchen Topos anbahnen“ (S. 234).

Das abschließende Kapitel 6 beleuchtet die Ergebnisse unter didaktischer Perspektive, indem Schwarze fragt, was gutes Argumentieren ausmache und wie diese Kompetenz zu vermitteln sei. Kritisch beurteilt sie

das Empiriedefizit argumentativer, präskriptiv orientierter Schulungen, die sowohl die kontextuelle Einbettung jedes Gesprächs als auch ihre interaktive Herstellung ausblenden, was zu eklatanten Defiziten bei der Vermittlung beiträgt. Abschließend entwirft Schwarze konkrete Maßstäbe zur Beurteilung der argumentativen Kompetenz.

Als Moneta sind die wenigen Visualisierungen und tabellarischen Zusammenfassungen der zahlreichen Ergebnisse zu nennen sowie die fehlenden Quantifizierungen. Zwar begründet Schwarze explizit ihren Verzicht darauf – das mögliche Fehlen der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit wurde durch Datensitzungen ausgeglichen –, was den dadurch entstandenen Verlust von Aussagen über Tendenzen jedoch keineswegs relativiert. Darüber hinaus hätte die Leserfreundlichkeit – gerade für rhetorisch noch nicht geschulte LeserInnen – durch eine konsequenter Arbeit mit Beispielen auch im theoretischen Teil des Buches erhöht werden können. Insgesamt liegt mit der Arbeit sowohl eine konzentrierte Klassifizierung von Topoi vor, die konsequent an antiken Traditionen anknüpft und dadurch eindrucksvoll die „Habitualität“ (Bornscheuer 1976) der Topoi zeigt, als auch eine wichtige Analyse alltäglichen Argumentierens, die das empirische Defizit in diesem Bereich auszuräumen hilft und damit zugleich ein methodisches Handwerkszeug liefert, die Topoi im Gespräch zu rekonstruieren. Zur Beschreibung wie auch zur Förderung argumentativer Fähigkeiten leistet dieses Buch einen entscheidenden Beitrag, der rezipiert und weitergedacht werden sollte.

Literatur

- Bornscheuer, Lothar. 1976. Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft. Frankfurt/M.: suhrkamp.
- Kienpointner, Manfred. 1992. Alltagslogik. Strukturen und Funktionen von Argumentationsmustern. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Klein, Josef. 1999. Rhetorik und Argumentation. Eine Einführung. In: Der Deutschunterricht 51, H. 5, 3–12.
- Kopperschmidt, Jürgen. 1991. Formale Topik. Anmerkungen zu ihrer heuristischen Funktionalisierung innerhalb einer Argumentationsanalytik. In: Ueding, G.erd (Hrsg.). Rhetorik II. Ein internationales Jahrbuch. Tübingen: Niemeyer. 59–74.
- Schwarze, Cordula. 2010. Zur Notwendigkeit der empirischen Prüfung argumentativer Praxis am Beispiel von Topoi im Gespräch. In: DGSS@ktuell, H. 04., 6–18.
- Spranz-Fogasy, Thomas. 2003. Alles Argumentieren, oder was? Zur Konstitution von Argumentation in Gesprächen. In: Deppermann, Arnulf/Hartung, Martin. (Hrsg.). Argumentieren im Gespräch. Gesprächsanalytische Studien. Tübingen: Stauffenberg. 27–39.
- Wengeler, Martin. 2003. Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985). Tübingen: Niemeyer.

Adresse der Verfasserin:

Dr. Birte Arendt
Ernst-Moritz-Arndt Universität
Institut für Deutsche Philologie /
Schwerpunkt Niederdeutsch
Rubenowstr. 3, R. 3.09
17487 Greifswald
E-Mail: arendt@uni-greifswald.de

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub

universitäts
bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.1515/zfal-2012-0014

URN: urn:nbn:de:hbz:465-20220901-093222-1

Wildfeuer, J., Weigl, A., Brdar-Szabó, R., Bremerich-Vos, A. & Arendt, B. (2012). Rezensionen. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik*, 2012(57), 167-191. <https://doi.org/10.1515/zfal-2012-0014>.

Dieser Beitrag ist mit Zustimmung des Rechteinhabers aufgrund einer (DFG-geförderten) Allianz- bzw. Nationallizenz frei zugänglich.

© 2012 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston. Alle Rechte vorbehalten.